

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Der Hinkende standredet

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der Hinkende standredet,

der diesmal sehr ernst, und es wird dabei ausnahmsweise gar nicht gelacht, weshalb sich der geneigte Leser nicht lachen soll, sondern nachdenken.



Kommt der Hinkende zufällig wieder einmal nach Khaufen in den Laden des Herrn Zengerle. Die Magd sagte: „Der Herr ist im Gemeinderat und die Frau in Karlsruhe.“ Daher stetzte der Hinkende in den Storch. Denn er wußte, daß dahin auch der Gemeinderat kommen werde, wenn die Sitzung aus sei. Das war denn auch halb der Fall. Unter Anführung des Bürgermeisters stampften die wackeren Gemeindeväter, darunter der Storchwirt selbst, in die Wirtsstube. Sie hatten rote Köpfe, nur Herr Zengerle war gelb.

„Was ist denn los, ihr Leute?“ fragte der Hinkende.

Da schrieen sie alle durcheinander: „Er muß weg, er brennen sie ihm das Haus an. Wir verlegen ihn beim Bischof. Er kommt vors Schwurgericht. Wir werden protestantisch. Hoch Bebel und al! Wir gründen einen evangelischen Bund.“

Mit Mühe und Not konnte der Hinkende erfahren, was es sich handelte und weshalb Herr Zengerle bleich auf seinem Stuhl saß. Der Kaplan hatte seinen alten Freund des Hinkenden nicht absolvieren lassen, weil er Agent eines liberalen Blattes war. Er ist als Herr Zengerle drohte, evangelisch zu werden, er ihm grimmig die Absolution.

Die guten Leute waren ganz aus dem Häuschen. Sie schrieen und räsonierten über den Kaplan, wie es von den so kirchlichen und frommen Männern zu erwarten konnte. Der alte Pfarrer, ja der alte ihnen schon recht, aber den Kaplan, der die ganze Gemeinde hintereinander heizte, den sollte ein anderer holen.

„Ich weiß, was wir tun,“ sagte endlich der alte Pfarrer Hinkender Bote für 1907.

Storchwirt grimmig. „Wir wählen das nächste Mal demokratisch oder sozialdemokratisch. Die sagen: Trennung von Staat und Kirche, und das ist recht so. Anders kommen wir von den Pf. . . . nicht los.“

Der Hinkende sann nach.

„Hinkender, was glozt Ihr den Stubenboden an? Sagt, was Ihr denkt. Ihr seid ein Schriftgelehrter. Meint Ihr nicht auch: Trennung von Staat und Kirche? Ich weiß zwar nicht genau, was das ist, aber es wird doch bedeuten: die Priester sollen kuscheln, wie sie es in Frankreich tun müssen.“

Der Hinkende sann immer noch. Dann sagte er: „Seht Euch ruhig auf Euere Stühle. Die Frage dieser Trennung ist auch mir wie eine Bombe in die Glieder gefahren. Wir wollen die Sache miteinander ruhig überlegen. Sie ist des Ueberlegens wert.“

Sie setzten sich, spuckten aus, machten Fäuste, schüttelten die Köpfe oder dergleichen. Der Hinkende begann: „Eigentlich ist ja Kirche und Staat schon getrennt. Sie sind beide für sich. Nur gibt der Staat den Kirchen noch Geldunterstützungen. Er baut und unterhält z. B. eine große Zahl von Kirchen und Pfarrhäusern. Wollt Ihr, daß das wegfällt?“

„Natürlich, rappellkaßl weg,“ sagte der Storchwirt. Er meinte radikal.

„Wer muß aber dann diese Gebäude bauen und erhalten?“ Keine Antwort.

„Das müßt Ihr, die Gemeinden, oder die Kirchengemeinden. Das gibt neue Kirchensteuern.“

Als die Bauern von neuen Kirchensteuern hörten, erschrakten sie und sahen sich an.

„Das wäre noch besser.“

„Und dann zahlt der Staat bisher bedeutende Zuschüsse zu den Pfarrgehältern. Soll das wegfallen? Darnach gibts eben wieder neue Kirchensteuern. Denn leben müssen auch die geistlichen Herren. Und glänzend bezahlt sind sie noch lange nicht.“

„Noch mehr Steuern? Davan haben wir nicht gedacht.“

„Gut. Ferner unterhält der Staat die evangelische und die katholische theologische Fakultät in Heidelberg und Freiburg, wo die geistlichen Studenten studieren. Soll das wegfallen? Dann müssen die Kirchen sie bezahlen. Kostet neue Kirchensteuern.“

„Wir bezahlen nichts, keinen Pfennig. Sie sollen sehen, wie es ihnen geht.“

„Das werden sie auch. Sie werden die teure Universitätsfakultät fahren lassen und die geistlichen Studenten ganz abgesondert von der Universität droben zu St. Peter ausbilden, d. h. ganz nach ihrem Sinne drillen, daß Ihr nach Gott schreien könnt, solche Fanatiker werdet Ihr bekommen. Jetzt, wo sie auf den Universitäten ihr Hauptstudium abmachen, kommen sie doch noch ein klein wenig mit der Menschheit und der Wissenschaft zusammen. Sie hören Vorlesungen bei hochgelehrten und staatsstreuen

Männern, wie dem seligen Franz X. Kraus, die ihnen doch noch ein kleines Lichtchen aufstecken. Aber das wird aufhören. Solche Gelehrte wird man nicht nach St. Peter berufen. Die kann und wird nur der Staat anstellen. Sie sind den Ultramontanen so wie so schon ein Dorn im Auge. Also wenn Euer Kaplan in St. Peter ganz zu Jesuiten abgerichtet und dann auf Euch losgelassen werden, dann erst ade Gut Nacht! Gegen diesen geistlichen Samen wäre Euer Kaplan noch ein Freigeist. Und was wollte erst der Staat anfangen mit diesen Seelenhirten?"

"Seelenhirten? Seelentyrannen, weiß Gott. Und noch schlimmer soll's werden?"

"Zweifellos wird's nicht besser. Die Priester, von jeder Rücksicht auf den Staat entbunden, werden erst recht ein Schreckensregiment unter Euch aufrichten



„Wir wollen die Sache miteinander ruhig überlegen.“

Und wie denkt Ihr vom Religionsunterricht? Jetzt läßt ihn der Staat in allen seinen Schulen erteilen, zum größten Teil durch seine Lehrer, nur zum kleinsten Teil durch die Pfarrer. Wenn nun der Staat sich nicht mehr um den Religionsunterricht kümmert, so müssen ihn die Pfarrer allein geben. Sie bekommen also die religiöse Erziehung der Jugend ganz in die Hand. Glaubt Ihr, daß dieser Unterricht dann staatsfreundlicher, liberaler, duldsamer gegeben wird als bisher? Wenn Euer Kaplan seinen Gehalt nicht mehr teilweise vom Staat bezieht sondern nur vom Erzbischof, wie glaubt Ihr dann daß er die Kinder lehren wird? Oder wollt Ihr Eueren Kindern gar keinen Religionsunterricht mehr geben lassen?"

"Das will kein Mensch. Aber wir begehren einen wahrhaft christlichen Unterricht, keine priesterliche Tyrannei."

"Gut. Aber dann wäre eher zu wünschen, daß der Staat auf den religiösen Unterricht der Jugend noch viel mehr Einfluß bekommt, als jetzt. Und habt Ihr Euch auch schon überlegt, wie es in den kleinen und großen Städten sein wird? Da müssen

die Kirchen alsdann eine ganze Masse Religionslehrer anstellen. Wer wird das sein? Mönche, ihr Männer, Mönche und Nonnen."

"Auch die sollen wir noch bekommen? Gnab' uns Gott."

"Jawohl. Denn wenn man die Kirchen vollständig freigibt, muß man ihnen auch die Mönche und die Klöster wieder zugestehen. Und erst die werden die Jugend unterrichten, daß Euch die Augen aufgehen. Ich will aber auch von der evangelischen Kirche reden. Die hat keine Mönche. Sie wird deshalb überhaupt keine Religionslehrer für die Städte bekommen. Ein großer Teil ihrer heranwachsenden Stadtjugend erhält dann gar keinen religiösen Unterricht mehr und wird ganz und völlig verwildern. Wird das für uns gut sein? Es ist so schon schlimm genug, heutzutage schon. Ich will aber noch etwas sagen: die Mönche und Nonnen werden das Lehrereexamen machen und alsdann katholische Privatschulen errichten, wie sie es in Frankreich und Belgien schon lange tun. Sie werden die Kinder, die in die „glaubenslosen“ staatlichen Schulen gehen, beim Religionsunterricht, in der Kirche, in der Beichte, bei Prozessionen u. dgl. so sehr zurücksetzen und ihre Schüler so sehr an sich locken, daß viele nicht mehr wagen, ihre Kinder in die Staatsschule zu schicken. Diese werden leer stehen oder nur von Protestanten und Juden besucht werden. Dann haben wir, was wir mit vieler Not endlich abschaffen: die konfessionellen Schulen, wieder in schönster Gloria zurückerobert."

"Aber in Frankreich . . ."

"In Frankreich setzten sie schon einmal sogar den lieben Gott ab, aber sie haben ihn auch wieder eingefetzt. Sehet erst zu, wie sich das Ding da drüben machen wird. Ich glaube, es kommt bald wieder ein Umschlag und die Mönche werden wieder mächtiger als zuvor. Das ist in Frankreich immer so gegangen."

"Aber in Amerika . . ."

"Amerika ist nach unseren Begriffen zum guten Teil noch ein ungeordnetes Land, wo der Staat weder die Rechte noch die Pflichten hat wie bei uns, und wo auch die Bevölkerung anders ist. Dort kommt man vielfach aus der Wildheit her, bei uns aus der staatlichen Ordnung. Wollen wir zum Zeitvertreib so gefährliche Experimente machen, weil sie andere schon gemacht haben, die aber ihre Folgen noch lange nicht kennen? Nein, davon laßt die Finger. Kaum haben wir den Kulturkampf hinter uns und der Staat hat den Prozeß ziemlich verloren, so wollen wir nicht schon wieder einen neuen anfangen, der noch hundertmal gefährlicher ist als der vergangene, und der unserem Staat Streit und Wunden hebringen muß, an denen er erliegen könnte. Laßt es beim alten, und wehrt Euch Euerer Haut gegen die fanatischen unter den Kaplänen, so gut Ihr könnt. Erklärt ihnen, daß Ihr Euch solche geistige Knechtschaft nicht gefallen laßt, beschwert Euch beim Bischof, bringt's in die Zeitungen, in den Landtag,

droht, wenn's nicht anders geht, mit dem Neuffersten, mit dem Austritt aus der Kirche, dann werden sie die verbrannten Finger schon vom Feuer zurückziehen. Wo ein entschiedener Wille ist, ist auch ein gangbarer Weg. Also das sage ich Euch: die Trennung von Staat und Kirche wird Euch nicht unabhängiger von den Kaplänen machen, sondern Euch erst recht in ihre Hand liefern."

Die Männer saßen betrübt nach und kamen zu keiner Antwort. Man trank noch ein Glas Bier und dann ging der Hinkende ab. Herr Zengerte begleitete ihn weit ins Feld hinein und redete mit dem Freund nochmals ernstlich über die Sache.

Der Storchwirt aber seufzte tief.

"Diesmal hat uns der Hinkende eine traurige Standrede gehalten. Wir haben nicht viel zu lachen brauchen."

Es ist auch nicht zum Lachen.

Wie der Schreiberweis die Schlacht von Waterloo mitgemacht hat.

In Burgfeld hat er gelebt, der alte Schreiberweis. Warum er so geheissen hat, weiß niemand. Seines Zeichens aber ist er ein Schneider gewesen. Wo die alte gewundene Treppe vom Kirchenplatz herunterkommt ins Burggäßel, steht heut noch sein Haus, ein einstöckig kleines Ding, an die riesige Stühmauer der Stiftskirche angeleimt wie ein Erdschöllchen mit Mauerpfeffer, das aus der Steinfuge herauswächst. Dort saß der Schreiberweis in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hoch oben am Fenster und guckte mit seinen runden hellen Auglein über die große Hornbrille weg fleißig nach den großen und kleinen Leuten, die da draußen vorbeispazierten. Fleißiger als nach seinen Hosen und Röcken, die er unter der kunstfertigen Hand hatte. Wenigstens schalt sein Weiblein wacker aus der ruhigen Küche heraus: „Alleh, alleh, Alisi, Sie is e fulli Gelle, Sie nit schaff!“ Und hui fuhr des Schneiders Köpfelein herum und die Nadel machte eilige Hochsprünge mit dem weißen Reißfaden durch die rauhen Kamisöler der Burgfelder Stadtbuben. Seine Frau hatte er aus dem Franzosenland mitgebracht, zusammen mit dem Zeisig, der im Kästglein draußen vor dem Fenster hing, natürlich nur wenn's schön Wetter war. Man wußte nicht, wer grüner war, des Weibleins giftiges Gesicht oder des Zeisigs Gefieder, und wer schriller singen konnte, das Weiblein oder das Vöglein. Jedensfalls war des Vöggleins Musik plüsterlicher für den guten Alisi. Die bösen Stadtbuben aber freuten sich, wenn das Weiblein anhub und dann der Zeisig dazu die Begleitung schmetterte. „Die Stadtkapell' beim Schreiberweis geht heut wieder flott,“ so hieß es oben vom Zinkenstenturm bis unten zu dem Mühlwehr am Stadtgraben.

Am schönsten war's Abends in der Dämmerstunde. Die grüne Babette war ins Städtlein gelaufen, um Schwazmarkt abzuhalten, wo's Bosheiten umsonst

gibt, und wir Buben standen vor dem Holzladen, den der Schreiberweis von seinem Fenster heruntergeklappt hatte. Da saß er alle Abende, weil's außen heller war als in der Stube und das Sonnenlicht nicht soviel kostete wie das Brennöl, das die Babette dem Alisi knapp genug vormaß. Wenn aber die Dämmerung mit leisen Schritten vom Stadtgraben ins Burggäßel hinein spazierte, warf



Wenigstens schalt sein Weiblein wacker aus der ruhigen Küche heraus.

der Schreiberweis hurtig sein Nähgeschirr in die Stube hinein und erzählte von seinen Reisen und Abenteuern. Über das faltige Gesicht des putzigen Männleins huschte der Schalk und zwinkerte aus den Augenwinkeln. Die gekreuzten Beine schnellten im Eifer des Erzählens das leichte Körperchen in die Höhe, und die gebogenen Finger fuhrten durch die dünnen Strähnen seines Kopfes, daß sie sich in die Höhe sträubten vor Entsetzen über die Heldenhistorien, die ins abendliche Dunkel schallten.

„Wißt'r, Kinder,“ so hat er uns einmal erzählt, „in meiner Jugend war ich französischer Soldat. 's war beim alte Napoléon. Bei dem seiner Garde bin ich g'stande. Schöne Kerls sinn m'r gewest. Mit unsere hohe Bärelappe, so groß wie e Feuerreimer, um unsere weiße Bandolier kreuz um quer iwwer die Brust, mit Dwer' um Unnergewehr um denne Gamasche, die beim ärgschte Dred' hawwe sauwer sei misse wie abg'schledt — 's isch kei Wunner, daß ich em Bawettle in Saint Denis so gut g'falle habb. 's isch mer noch'lase bis uff Moskau in sellem harte Winter anno elf, um mit m'r widder haam. Sie hot m'r ihren Unnerrock g'lehnt, wie mei Unnerform verrisse g'west isch. — No, un do haww ich aa die groß' berihmt' Schlacht bei Waterloo mitgemacht. Ich weiß noch wie heit. 's war so en driwer Dag, um wie m'r in die Schlacht marschirt sinn, bin ich g'rad' newenem Napoléon marschirt. Der hot m'r vunn sei'm Gaul aus uff d' Schulder geklopft um hot g'sagt: »Was mainischt, Schreiberweis, — geht's heit gut?« »No,« haww ich g'sacht, »Majeschäd, wenn's net so driw wär' — ich mein als, m'r wolle warde, bis die Sunn vun Aufschderlitz kummt. 's wär' besser, m'r ginge heit noch emol